Feli nahm ihren Zauberstab zur Hand. Wieder sprühten ein paar gleißende Funken aus ihm hervor. »Ich bin bereit. Sobald du den Vertrag unterschrieben hast, kannst du loslegen.«

Ich platzierte die Schriftrolle auf meinen Schreibtisch und unterzeichnete ganz unten. Feli nahm die Rolle aus meiner Hand und zog an ihrem Ende. Wie ein Rollo glitt die Schriftrolle in ihre ursprüngliche Form zurück. Feli verstaute sie in ihrer Handtasche und wandte sich wieder mir zu. Erneut trug sie ihr liebenswürdiges Lächeln im Gesicht. »Okay. Was wünschst du dir von ganzem Herzen?«

»Hmm.« Nachdem Feli mich gefragt hatte, war ich mir nicht sicher, was ich mir überhaupt wünschte. Mein erster Gedanke durchfuhr mich wie ein Blitz: Hunter sollte Jane sitzen lassen und zu mir zurückkehren. Ich wollte meinen Mund öffnen, um den Wunsch auszusprechen, doch irgendetwas hinderte mich daran. Wenn Hunter sich nur aufgrund eines Zauberspruchs in mich verliebte, wäre ich auch nicht glücklicher als zuvor. Nein, ich wollte jemanden, der mich mochte, so wie ich war. Jemanden, den es nicht störte, dass ich gelegentlich unpünktlich und unordentlich war und dass – na gut, ich gebe es zu – mir die Schule nicht besonders wichtig erschien.

Aber war dieser Wunsch überhaupt zu erfüllen?

Wenn etwas in der Art passieren sollte, dann ganz sicher nicht in dieser Welt. In dieser Welt beurteilten mich alle nach Maßstäben, denen nur Leute wie Jane gerecht werden konnten. In dieser Welt hatte ich der halben Schule bewiesen, dass es mich bereits überforderte, am Swimmingpool die richtige Umkleidekabine zu identifizieren. Und eine andere Welt existierte leider nicht. Oder?

Ich saß auf meinem Bett und auf einmal fühlte ich mich wirklich erbärmlich. Ich war unglücklich und wusste nicht einmal, was mich wieder glücklich machen würde.

Feli fixierte mich, in einer Hand hielt sie den Zauberstab, ihre Flügel flatterten aufgeregt. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Meinst du, es dauert noch lange? Ich will dich ja nicht hetzen, aber ich bin mit ein paar shoppingsüchtigen Feen im Einkaufszentrum verabredet.«

Nachdenklich strich ich über das Kopfkissen. »Es wäre einfach schön, wenn mein Leben wie ein Märchen wäre. Du weißt schon, mit einem hübschen Prinzen, der schon immer auf mich gewartet hat. Auf einem rauschenden Ball finden wir zueinander und dann leben wir glücklich bis an unser . . .«

Feli warf erneut einen Blick auf ihre Armbanduhr. Sie schaute mich dabei kaum an. »Alles klar«, sagte sie. »Einmal Aschenputtel, bitte!«

Ich wollte sagen: »Nein, warte, das war noch nicht mein erster Wunsch!« Doch es war schon zu spät. Um mich herum tanzten weiße Funken. Wenige Sekunden später befand ich mich in einem kalten dunklen Zimmer.

4. Kapitel

Die Lichter von Felis Zauberstab erloschen und die weißen Blitze vor meinen Augen verschwanden nach und nach. Ich schaute mich in diesem sonderbaren Zimmer um: Der Fußboden und die Wände waren aus grobem, unverputztem Stein. Zu meinen Füßen lag eine dünne, schmutzige Matratze, aus deren Bezug einzelne Strohhalme ragten. Ein schmales Fenster war direkt in den Stein gehauen, ohne Fensterscheibe, ohne Vorhänge. Unter dem Fenster stand eine hölzerne Truhe. Ansonsten war der Raum leer.

»Oh nein«, flüsterte ich und dann fügte ich etwas lauter hinzu: »So war das nicht gemeint!« Ich hielt Ausschau nach den gleißenden Lichtern, die Felis Erscheinen ankündigten. Aber es war nichts zu sehen. Ich rief nach meiner guten Fee, zunächst benutzte ich nur ihren Spitznamen, dann ihren kompletten Namen. Nichts passierte.

Schließlich drückte ich die hölzerne Tür auf. Vor mir lag eine Küche. Obwohl ich meine Kontaktlinsen nicht trug, konnte ich alle Details erkennen. Wahrscheinlich besaß Aschenputtel Adleraugen und deshalb war auch meine Kurzsichtigkeit auf einmal verschwunden.

An einer Wand knisterte ein Kaminfeuer. Über dem Feuer war ein Haken befestigt, an dem ein Kochtopf hing. Was auch immer in diesem Topf gerade brutzelte und dampfte: Es roch ziemlich gut. Gegenüber stand ein wackeliger Geschirrschrank. Ein Durcheinander von Tellern und Töpfen stapelte sich in den Regalen. In der Mitte der Küche stand ein massiver Holztisch, auf dem eine dicke Frau Brotteig knetete. Ihre

Haare – falls sie welche besaß, und da war ich mir gar nicht so sicher – steckten unter einem schmutzigen Tuch.

Unsicher betrat ich die Küche. Auf dem kalten Steinfußboden waren die Schritte meiner bloßen Füße kaum zu hören. Ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte.

Die Frau warf mir einen kurzen Blick zu. Die Falten und Furchen in ihrem Gesicht waren so tief, als hätte sie vor Kurzem ihren einhundertsten Geburtstag gefeiert. Dann widmete sie ihre ganze Aufmerksamkeit wieder dem Brot. Mit kräftigen Bewegungen klatschte sie den Teig auf die Arbeitsfläche. »Du bist spät dran. Und du hast dir einen schlechten Tag ausgesucht, um zu verschlafen. Die gnädige Frau ist heute nicht besonders gut drauf.«

Die Frau schien mich zu kennen. Oder zumindest kannte sie die, deren Gestalt ich angenommen hatte. Für einen Moment wusste ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte: Ich hatte mich in Aschenputtel verwandelt. Oder genauer gesagt: Feli hatte mich in Aschenputtel verwandelt.

Ich versuchte zu erraten, welche Rolle der brotknetenden Frau zufiel. Um eine der bösen Stiefschwestern zu sein, war sie zu alt und zu schäbig gekleidet. Die Hausherrin war sie ebenfalls nicht. War sie vielleicht ein Beweis für Felis tragische Fähigkeiten? War sie früher ein Kürbis gewesen, der sich zuerst in ein Walross und dann in eine Küchenfrau verwandelt hatte? Nicht dass Feli mich in eine Märchenwelt geschickt hatte, in der nur tragische Abfallprodukte herumliefen!

»Starr keine Löcher in die Luft, Kindchen. Wartest du darauf, dass dir die Kuh eine persönliche Einladung schreibt? Schnapp dir den Eimer und dann raus mit dir.«

Offensichtlich sollte ich eine Kuh melken. Dafür wäre es allerdings nicht unpraktisch gewesen, über ein paar Dinge Bescheid zu wissen. Zum Beispiel, wie man eine Kuh melkte.

Oder wo der Milcheimer stand. Bevor sie mich ins Mittelalter schickte, hätte Feli mich wenigstens in die mittelalterlichen Gepflogenheiten einweisen können. Aber das hatte sie zwischen ihren Shoppingtrips wohl vergessen.

»Da scheint ein Fehler vorzuliegen«, sagte ich. »Ich sollte eigentlich nicht hier sein, sondern . . .«

»Ich weiß, ich weiß. Den Fehler hat dein Vater begangen, als er diesen Drachen von Frau geheiratet hat. Aber jetzt ist keine Zeit, um die Toten zu betrauern und die Lebenden zu verfluchen. Wenn die gnädige Frau zum Frühstück kein Glas Milch auf dem Tisch stehen hat, speit sie Feuer.«

Mein Vater hatte eine böse Stiefmutter angeschleppt? Dann schien ich mich immerhin im richtigen Märchen zu befinden. Obwohl: Schneewittchen hatte ebenfalls eine böse Stiefmutter und bei Hänsel und Gretel sah es auch nicht viel besser aus. Wenn man es genauer betrachtete, wimmelte es in den Märchen nur so vor charakterlosen Männern, die sich in die falschen Frauen verliebten. Was einmal mehr bewies, dass Männer sich über die Jahrhunderte nicht geändert hatten. Das aktuellste Beispiel dafür war Hunter. Autsch.

Ich war mir immer noch nicht sicher, in welche Welt es mich verschlagen hatte. Sollte ich einfach nur hart arbeiten, um den Zorn meiner Schwiegermutter nicht auf mich zu ziehen? Oder musste ich Reißaus vor ihr nehmen, weil sie mich in Wirklichkeit loswerden wollte? Am Ende schickte sie mich mit einem Jäger in den Wald und der sollte meine Leber und meine Lunge als Beweis dafür bringen, dass er mich getötet hatte.

Aus der Wand neben der Tür ragte ein Nagel, an dem ein Eimer hing. Dorthin lief ich und sagte wie nebenbei zu der alten Frau: »Würdet Ihr mir ein paar Fragen beantworten? Habe ich vielleicht einen Bruder namens Hänsel?«

Die Frau starrte mich verwundert an. Sie runzelte die Stirn.

Das hieß vermutlich: nein. Ich nahm den Eimer von der Wand. »Und hält mich irgendjemand – zum Beispiel ein Zauberspiegel – für die Schönste im ganzen Land?«

Die Frau brach in Lachen aus und zwischen ihren Lippen kam eine Reihe schwarzer Zähne zum Vorschein. »Du kannst Einfälle haben, Aschenputtel! Die Schönste im ganzen Land! Zwischen Suppentöpfen und Aschekübeln stehen die Minnesänger Schlange, um dich zu besingen. Raus mit dir! Dein Frühstück kriegst du erst, wenn die Schweine und die Hühner gefüttert sind!«

Na gut. Immerhin steckte ich im richtigen Märchen. Von anderen Küchengehilfen war bei den Gebrüdern Grimm allerdings nicht die Rede gewesen. Wie lang würde es dauern, bis Feli nach mir sehen würde? Früher oder später musste sie vorbeikommen, um mir meine anderen zwei Wünsche zu erfüllen. Als ich die warme Küche verließ, begann ich, vor Kälte zu zittern. Der Weg zur Scheune war voller Schweinemist und Kuhfladen. Ich versuchte, dem ärgsten Dreck auszuweichen, indem ich große Schritte nach links und nach rechts machte. Von Weitem sah das wahrscheinlich aus wie ein ritueller Tanz, aber das war mir egal.

Die Köchin mochte mich für Aschenputtel gehalten haben, die Kuh aber schien es besser zu wissen. Sie erkannte sofort, dass ich eine Fremde war. Jedes Mal, wenn ich mich auf den Melkschemel setzte und den Eimer unter ihr Euter stellte, tat sie drei Schritte nach vorn. Ich schob den Schemel hinterher, setzte mich darauf und erneut entfernte sie sich von mir. Eine Verfolgungsjagd in Zeitlupe begann: Fünfzehn Minuten lang folgte ich der Kuh durch die Scheune.

Bis ein alter Mann mit einem weißen, verfilzten Bart und einem Bündel Heu in den Händen die Scheune betrat. Ich bemerkte ihn nicht gleich, weil ich der Kuh gerade zu verstehen gab, wie schnell sich ungezogenes Vieh in Hamburger ver-

wandeln konnte. Der Mann blickte mich an, dann nahm er einen Strick von der Wand, legte ihn der Kuh um den Hals und band ihn an einem Haken fest. »Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

»Nicht so richtig. Ehrlich gesagt . . .« Mir fiel keine gute Ausrede für meine miserable Lage ein. Und selbst wenn ich eine Ausrede gewusst hätte: Sie wäre eine Lüge gewesen und ich durfte nicht lügen, das hatte ich Feli versprochen. Gerade mal ein paar Minuten befand ich mich in diesem Märchen und schon war ich kurz davor, mit Kaulquappen und Schlangen und Fröschen im Mund zu enden! Ich schaute den Mann an und biss mir auf die Lippen. »Ich weiß nicht, wie man eine Kuh melkt. Könntet Ihr mir das zeigen?«

Der Mann zeigte es mir. Er zeigte mir auch, wo das Futter für die Schweine und die Hühner stand. Es war nicht zu übersehen, dass er mich für verrückt hielt, denn er ließ mich keinen Moment aus den Augen. So misstrauisch wurde ich sonst nur von anderen Teenagern während des Sommerschlussverkaufs gemustert, wenn ich mich dem Drehständer näherte, an dem sie gerade nach den besten Schnäppchen suchten. Nachdem wir all meine Pflichten erledigt hatten, bedankte ich mich und sagte: »Wahrscheinlich wundert Ihr Euch, dass ich mich an die ganzen Sachen nicht erinnern kann?«

Der Mann schüttelte seine zottelige Mähne. »Es ist ganz sicher nicht meine Aufgabe, über die Tochter des Hausherrn zu richten. Gott sei ihm gnädig.«

Ich trug den Eimer mit der Milch in die Küche und reichte ihn der Köchin. Sie richtete gerade Wurst auf einer Platte an und starrte mich wütend an, so als müsste ich genau wissen, was als Nächstes zu tun sei. »Gib die Milch in die Kanne und bring sie zu Tisch. Es gleicht einem Wunder, dass die gnädige Frau noch nicht aufgetaucht ist, um dich für deine Trödelei zu bestrafen.«

Eine Kanne fand ich im Geschirrschrank, dann verließ ich die Küche. Ich irrte eine ganze Weile durch das Schloss, bis ich endlich das Esszimmer fand. An einem langen hölzernen Tisch saßen zwei Mädchen in meinem Alter. Ich hatte erwartet, dass sie hässlich aussahen. Schließlich waren die zwei Leute, die mir in diesem Märchen bisher über den Weg gelaufen waren, nicht besonders hübsch gewesen. Die beiden Mädchen waren außerdem als die *bösen* Stiefschwestern bekannt, also mussten sie abscheuliche Ungetüme darstellen. Doch die beiden schienen ganz normale, gut aussehende Jugendliche zu sein – abgesehen davon, dass sie offensichtlich noch nie in ihrem Leben eine ordentliche Dusche genommen hatten. Die eine war ziemlich groß und hatte straßenköterblonde Haare, wobei »straßenköterblond« nicht die Haarfarbe, sondern den Geruch ihrer Haare beschrieb. Ihre Gesichtszüge waren ebenmäßig und wohlgeformt. Die Kleinere der beiden war etwas mollig, aber nicht dick, eher wohlgenährt. Wenn man ihre fettigen braunen Haare nicht näher betrachtete, schien auch mit ihrem Äußeren alles in Ordnung zu sein.

Ich war so überrascht, dass mir die Worte einfach so über die Lippen kamen. »Ihr seid ja wahnsinnig hübsch! Ich verstehe gar nicht, warum alle sagen, dass ihr die bösen . . .«

Die beiden Mädchen lächelten mich an. In ihren Mündern wuchs vielleicht ein Dutzend Zähne – in beiden zusammen, versteht sich.

»Äh«, sagte ich langsam, »also . . . nichts für ungut.«

»Fahr ruhig fort, Aschenputtel«, sagte die Größere. »Du warst gerade dabei, mir ein Kompliment zu machen, weil mir deine Kleider so gut stehen. Das finde ich übrigens auch.«

»Wo wir gerade über Kleider sprechen«, sagte die Kleinere, »was trägst du da eigentlich? Hast du deine Kleider mit einem Ackerbauern getauscht?«

»Diese Hosen sind dir ja viel zu weit«, fuhr die Größere fort. »Das muss ein fetter Bauer gewesen sein. Ich sollte meine Mutter darauf hinweisen, dass wir unsere Bediensteten etwas kürzer halten müssen.«

Die Kleinere kicherte. »Oder Aschenputtel hat in den letzten Tagen an Gewicht verloren. Wenn ich nicht so großen Hunger hätte, würde ich ihr glatt ein paar Krümel auf meinem Frühstücksteller übrig lassen.«

»Leider hast du immer einen Riesenhunger«, sagte die Größere.

»Du hast recht«, antwortete ihre Schwester. »Beim nächsten Mal sollte Aschenputtel sich einfach einen dünneren Bauern heraussuchen.«

Alles klar, jetzt wusste ich, warum man sie die *bösen* Stiefschwestern nannte. Ich knallte die Milchkanne so schwungvoll auf den Tisch, dass ein großer Schluck Milch über den Rand schwappte.

Genau in diesem Moment betrat die böse Stiefmutter das Esszimmer. Ich wusste sofort, dass nur sie es sein konnte: Ihre elegante Kleidung und ihre strenge Ausstrahlung verrieten es mir. Ihre hellbraunen Haare waren von grauen Strähnen durchzogen und um die Mundwinkel hatte ihre Haut bereits an Festigkeit verloren, doch sie war immer noch eine attraktive Frau. Sie lief zum Tisch, wischte die verschüttete Milch mit der Hand weg und setzte sich. »Du bist ein dummes, tollpatschiges Ding. Wenn du die Küchenaufgaben nicht besser erledigst, arbeitest du in Zukunft auf dem Feld. Hast du mich verstanden?«

Fassungslos starrte ich sie an. So ließ ich mich normalerweise nicht behandeln. Unter den Bauern waren sicherlich einige, die mit einer Heugabel umzugehen wussten! Ich musste ihnen nur die Ideale der Französischen Revolution verklickern, dann wären die Tyrannen in diesem Esszimmer

schnell besiegt. Dabei gab es nur ein winziges Problem: Eine Revolution war im Märchen nicht vorgesehen und ich durfte hier bestimmt nichts durcheinanderbringen. Wenn ich auf den Feldern arbeiten würde, bekäme ich nicht mit, wann der große Ball stattfinden sollte. So könnte ich meinen Prinzen nicht treffen und würde den Moment verpassen, in dem meine gute Fee mit den tragischen Fähigkeiten – mit bürgerlichem Namen: Feli – vorbeikäme, um sich nach meinem zweiten Wunsch zu erkundigen. Und wenn ich sie verpasste, würde ich diesem Albtraum vielleicht nie wieder entkommen.

Demonstrativ schlug ich die Augen nieder. »Es tut mir leid.«

»Es tut mir leid«, äffte sie mich nach. »Und was fehlt da noch?«

»Es tut mir leid, dass ich die Milch verschüttet habe«, sagte ich.

Sie schlug mit der Faust auf den Tisch, dass das Porzellangeschirr tanzte. »Nein, nein und nochmals nein, du dummes, nichtsnutziges Ding! Du sollst sagen: ›Es tut mir leid, gnädige Frau.‹«

»Ach so. Es tut mir leid, gnädige Frau.«

Sie wies auf die Tür und ihre Augen blitzten vor Wut. »Zurück in die Küche mit dir! Den nächsten Gang servierst du etwas schneller. Ich habe heute noch einiges für dich zu tun.«

Das war nicht untertrieben. Wie selbstverständlich reihte ich mich ein in das häusliche Heer, das aus mehreren Küchenmädchen und einem Knecht bestand: Ich spülte Geschirr, wischte die Zimmer, wusch die Kleider und hängte sie zum Trocknen auf, bereitete das Mittagessen vor, spülte wieder Geschirr, bügelte die Kleider und rührte Butter in einem riesigen Fass. Ich schaufelte die Asche aus den Kaminen und reinigte die Schornsteine. Für diese Aufgabe war ich ganz al-

lein verantwortlich, und nachdem ich damit fertig war, war ich über und über mit Ruß bedeckt: Meine Hände, meine Arme, mein Gesicht und meine Haare waren schwarz. Die zwei bösen Stiefschwestern folgten mir von Kamin zu Kamin, immer einen gehässigen Spruch auf den Lippen.

»Mit schwarzen Haaren gefällt sie mir fast besser«, sagte die Größere. »Die passen so gut zu ihrem Charakter.«

Die Mollige grinste hinterlistig. »Die Dame von Welt pudert sich das Gesicht. Unser Aschenputtel aber benutzt für ihren Teint Asche statt Puder. Chic, chic.«

Ich ignorierte ihre Sprüche, so gut es ging. Soweit ich das mitbekam, hatten die beiden nicht besonders viel zu tun. Wenn sie mich nicht gerade ärgerten, hockten sie hinter der Scheune und zündelten. Mithilfe von ein paar Kerzen, die sie aus dem Geschirrschrank geklaut hatten, trugen sie einen kindischen Wettstreit darin aus, wessen Stroh am schnellsten verbrannte. Dann beschäftigten sie sich eine Weile mit Zweigen, Kiefernzapfen und Käfern. Ungelogen: Den ganzen Nachmittag verbrachten sie damit, Gegenstände anzuzünden und ihnen beim Verbrennen zuzusehen. Offenbar wussten sie nicht, wohin mit sich, denn anscheinend waren Kinderbanden und Jugendkriminalität im Mittelalter noch nicht erfunden.

Ich schuftete und schuftete und sandte währenddessen in Gedanken Stoßgebete in die Richtung, in der ich Feli vermutete, doch ich wartete vergeblich auf Antwort. Und ich machte mir Sorgen um meine Eltern, die über mein spurloses Verschwinden wahrscheinlich total aus dem Häuschen waren.

Mein zweiter Tag als Aschenputtel war noch schlimmer. Ich erledigte nicht nur all die Aufgaben, die man mir schon gestern aufgetragen hatte, sondern musste auch noch den Abort reinigen, der im Mittelalter aus einer Reihe von Plumpsklos bestand. Ehrlich gesagt hätte ich danach ein or-

dentliches Bad vertragen, aber nicht einmal das war möglich. Bisher war noch niemand auf die Idee gekommen, eine Dusche und einen Warmwasserboiler zu erfinden. Stattdessen stand mir nur eine Schüssel mit Wasser zur Verfügung, außerdem ein Lappen und ein steinharter, übel riechender, kratziger Quader, der angeblich ein Stück Seife darstellen sollte, mich jedoch in keinster Weise an das erinnerte, was man heutzutage unter Seife versteht. Ich bekam ein altes Kleid, dessen Nähte sich schon lösten, dazu ein altes Paar Schuhe, das mir hinten und vorn nicht passte – und das einen Geruch verströmte, als wäre sein voriger Besitzer in eben diesen Schuhen einen qualvollen Tod gestorben.

Ich erfuhr, dass ich in einem Land namens Pampovilla lebte und dass meine Stiefschwestern auf die Namen Matilda und Hildegard hörten. Wenn sie nicht gerade hinter der Scheune zündelten, kommandierten sie mich herum. Ich rechnete fest damit, dass demnächst die Gefolgschaft des Königs auftauchte, um einen rauschenden Ball anzukündigen. Aber mein Hoffen schien vergeblich. Nichts geschah.

Der dritte Tag verging auf dieselbe Weise. Die Köchin behandelte mich nicht besser als meine Stiefmutter und meine Stiefschwestern. Wenn ich es recht besah, schrie sie mich sogar noch häufiger an. Die Gebrüder Grimm scheinen in ihrem Märchen einige bedeutende Aspekte übersehen zu haben. Eigentlich hätten sie eine Geschichte über eine böse Stiefmutter, zwei pyromanische Stiefschwestern und eine koboldartige, cholerische Köchin schreiben müssen.

Der vierte Tag war nur insofern erwähnenswert, als dass Matilda – die dunkelhaarige – aus Versehen ihre Haare in Brand steckte. Sie schrie das halbe Haus zusammen, und wenn ich nicht gerade mit einem Eimer voller Schweinemist vorbeigelaufen wäre und die Brühe über ihren Kopf gekippt hätte, hätte sie ernsthafte Verletzungen davongetragen. Na-

türlich bedankte sie sich für meinen Einsatz nicht, sondern schickte mich ohne Abendessen in meine Kammer.

Die Aufgaben und Pflichten kamen und gingen und mit ihnen kamen und gingen die Tage. Meine Arme und mein Rücken schmerzten immer mehr. Meine Hände waren mit Blasen übersät und dort, wo keine Blasen prangten, war meine Haut trocken und schuppig. Jeden Morgen, wenn ich auf meiner Strohmatratze erwachte, war mein ganzer Körper steif und meine Haut juckte. Am liebsten wäre ich noch vor dem Aufstehen in Tränen ausgebrochen.

In der dritten Woche vermisste ich mein Zuhause, meine Eltern und meine Freunde so sehr, dass sich mein Herz vor Sehnsucht zusammenzog. Ich sehnte mich nach einer heißen Badewanne. Nach Strom. Nach normalem Essen. Ich vermisste sogar kleine Sachen, die ich bisher für ganz selbstverständlich gehalten hatte. Teppiche. Sauberes Trinkwasser. Ein Glas kalte Milch. Meine Turnschuhe.

Während ich Tag für Tag arbeitete, ging ich in Gedanken all das durch, was mein früheres Leben ausgemacht hatte, denn ich wollte nicht, dass meine Erinnerungen verblassten. Manchmal hielt ich die Sache mit Hunter nur noch für einen bösen Traum, und das war eigentlich ganz angenehm. Doch dann fuhren die Geschehnisse aus der anderen, der wirklichen Welt wieder wie ein Stachel in mein Herz: Wenn ich gerade die Kleidung wusch, erschienen wie aus dem Nichts Hunters Gesichtszüge vor meinem inneren Auge. Ich versuchte, die Erinnerung an ihn mit all dem Schmutz und Ruß wegzuschrubben. Alles wollte ich in Erinnerung behalten, nur ihn und Jane nicht. Und ich wollte auch nicht darüber nachdenken, ob mich einer der beiden vermisste.

Wo blieb Feli nur? Und wann fand endlich dieser verfluchte Ball statt?

Immer wieder versuchte ich, mich unauffällig nach dem

Ball zu erkundigen, aber niemand schien etwas darüber zu wissen. Eines Tages frisierte ich im Zimmer meiner Stiefschwestern gerade Hildegards blondes Haar. Ich fasste mir ein Herz und fragte sie, ob sie nicht gern einmal zu einem königlichen Ball eingeladen würde. Hildegard gab einen wehmütigen Seufzer von sich und sagte: »Ich hoffe doch, dass Prinz Edmund bald einen Ball gibt, jetzt, wo er den Bauernaufstand niedergeschlagen hat.«

»Den Bauernaufstand?«, wiederholte ich.

Matilda erklärte: »Die Bauern kennen nur eins: fordern, fordern, fordern. Wenn sie nicht gerade eine Senkung der Bodensteuer verlangen, wollen sie, dass die Leibeigenschaft abgeschafft wird und sie ihrer Wege ziehen können. Was für ein Quatsch! Irgendjemand muss schließlich die Felder bestellen.« Auf Matildas Schoß lag eine Näharbeit, aber ich sah sie nur selten einen Stich setzen. Die meiste Zeit benutzte sie die Nadel, um ihre Fingernägel zu reinigen.

Ich hörte auf, Hildegards Haare zu bürsten. »Was genau meint ihr damit, dass der Prinz einen Bauernaufstand niedergeschlagen hat?«

»Es war natürlich kein richtiger Aufstand«, erwiderte Hildegard, als wäre sie stolz darauf, dass es nur eine mickrige Revolte gewesen war. »Prinz Edmund hat ein paar Bauern an den Galgen geknüpft und der Rest hat sich in alle Winde zerstreut. Was sollen so ein paar Bauern gegen die königlichen Streitkräfte schon ausrichten? Hoffentlich haben sie ihre Lehre daraus gezogen.«

Unsanft fuhr ich mit der Bürste durch ihre Haare. »Der Prinz hat Bauern aufgehängt? *Mein* Prinz?«

Voller Verachtung rümpfte Hildegard die Nase. »*Dein* Prinz? Als ob Leute von deinem Stand irgendein Anrecht auf ihn hätten.«

Matilda schüttelte ihre Haare, was wenig eindrucksvoll

wirkte, nachdem ihre halbe Frisur den Flammen zum Opfer gefallen war. »Pass lieber auf, was du sagst, sonst landest du auch bald am Galgen. Warum murmelst du eigentlich unaufhörlich das Wort ›Feli‹ vor dich hin? Was soll ein ›Feli‹ sein?«

So hörte ich den Namen meines Prinzen zum ersten Mal und ich wusste, dass ich ihn noch viele weitere Male hören würde. Drei Tage später begann die königliche Gefolgschaft ihre Reise durch das Land.